

# Das Portrait in meines Onkels Speisezimmer.

Nach dem Englischen. Frei übertragen von M. Markus.

## 1. Kapitel.

### Dom Gerusac und sein Landhaus.

Während meines Collegenlebens vor mehr als 40 Jahren brachte ich jedes Jahr einen Theil meiner Ferien bei einem Onkel meiner Mutter zu, der in einem hübschen Landhause der oberen Provence, wenige Meilen von der piemontesischen Grenze entfernt, wohnte. Dieser Onkel, ein ehemaliger Benediktiner, war ein hochgelehrter und ganz seinen Büchern hingebener Mann. Allgemein wurde anerkannt, daß er eine Reihe der berühmten Genossenschaften von St. Maurus geworden wäre, hätte ihn nicht die Revolution, gerade als sein Noviziat beendet war, aus seinem Kloster vertrieben.

Dom Gerusac, wie er seiner Familie noch stets genannt wurde, zählte erst 25 Jahre, als das Decret, das alle religiösen Genossenschaften in Frankreich unterdrückte, erlassen wurde. Doch benötigte er dieses Ereigniß nicht, um wieder in die Welt zurückzukehren, noch suchte er, wie so viele seiner Genossen, Aufnahme bei einem der spanischen oder italienischen Klöster seines Ordens. Sobald der Sturm der Revolution sich einigermaßen gelegt hatte, raffte er die Ueberbleibsel seines väterlichen Vermögens zusammen und flüchtete in einen entlegenen Erdwinkel, dem er zur Erinnerung an das berühmte Haus, wo er seine Studienjahre zugebracht, den hochfliegenden Namen St. Pierre de Corbie beilegte. Die kleine Besitztümlichkeit lag verstreut in einem Einschnitt der Alpen auf dem südlichen Abhänge der Bergkette, die sich allmählich zur Mündung des Var hinabzieht. Es war eine wilde, aber eigenartig reizvolle Lage. Das Haus war auf einer kleinen Anhöhe erbaut; im Hintergrunde ragten hohe Felsen empor, deren Seiten theils von Gruppen spanischer Kastanien belebt, theils von tiefen Schründen durchzogen waren. Ein von Weiden und Pappeln eingefasster Weg schlang sich in vielfachen Windungen zum Hause herauf; zwischen den Baumreihen hier erblickte man die Felsen, Olivenbäume und Aepelgärten, deren reiches Grün charakteristisch von dem weißen Kalkboden der Provence abhief.

Wenn ich zum Onkel reiste, verließ ich stets, noch eine kleine Meile von dem Hause entfernt, die Diligence und schlenderte mit immer neuem Entzücken ein einsamen Weg hinauf. Je näher ich kam, desto heimlicher ward mir die Scene, bis ich zuletzt das Aushilfszeichen in seiner wildlichen Umgebung, mit seinem spitzen roten Dache und seinem ausgebreiteten Obstharten vor mir sah. Mein guter alter Onkel empfing mich mit offenen Armen und seine erste Frage war unveränderlich: „Mein lieber Junge, kommst Du mit akademischen Ehren geschmückt?“ Und wenn ich ihn von meinen Fortschritten unterrichtete, verkehrte er nie, mir in wohlgefügter lateinischer Rede zu gratulieren. Dann bemerkte er mein erregtes und erhelltes Aussehen, bat mich, mich niederzusetzen, und rief seiner alten Dienerin Marian, mir ein Glas Wein zu bringen und mein Gepäck hinaufzutragen.

Der Anblick dieser Marian war der einzige dunkle Punkt in dem Vergnügen, welches ich bei meiner Ankunft an diesem lieblichen Orte empfand. Sie war sicherlich das häßlichste Geschöpf, das mir je vor Augen gekommen ist. Es lag etwas so Mürrisches, Uebelwollendes und unangenehm Altes in ihren Zügen, was ich nicht beschreiben kann, was sie aber jedenfalls äußerst abschreckend machte. Sie konnte ich meine Abneigung gegen dieses Frauenzimmer überwinden. Als kleiner Knabe von 8 oder 9 Jahren wagte ich es gar nicht, Marian in's Gesicht zu blicken; und später konnte ich sie nie ansehen, ohne an Charaktere aus Höllengedichten zu denken. Ihre fleische Figur, ihre langen, knochigen Hände, ihre zahllosen Runzeln und blutunterlaufenen Augen erinnerten mich stets an die Geschichten von Wampyren und Dämonen. Jedoch war sie eine tüchtige Dienerin; aufmerksam, thätig und geschäftig, und nicht im Geringsten zum Schwätzen geneigt.

Mein Onkel hatte seine Räume mit ansprechender Einfachheit und solider Bequemlichkeit eingerichtet. Außer Marian hatte Alles um ihn herum ein heiteres Aussehen. Der kleine Salon, in dem wir gewöhnlich saßen, war mit jener anspruchslosen Eleganz ausgestattet, die das Auge nicht blendet, aber durch ihren eigenthümlichen Charakter den Besucher anheimelt. Alles war der Lebenart eines Mannes, der die letzten Jahre seines Lebens in dem von Ende September an ein leuchtendes Feuer brannte. Wasfen von Porzellan, die stets mit frischen Blumen gefüllt waren, sowie einige ausgewählte Gemälde schmückten den kleinen Raum. Eine immer offene stehende Thür führte in die Bibliothek, deren Gestelle wahre bibliographische Schätze trugen. Das Speisezimmer enthielt eine kleine Sammlung wertvoller alter Kupferstiche, die dem Onkel sehr werthschätzte. Auf dem Buffet von geschliffenem Nußbaumholz standen einige alte Silbergeschiffe von ausgezeichnete Arbeit. Aber was mich mehr als alle diese Werthwürdigkeiten interessirte, war ein Portrait, das Dom Gerusac über dem Spiegel des Kamins in seinem Speisezimmer aufgehängt hatte. Es war eine Zeichnung in bunten Stiften, abgebläht durch die Zeit und in einen einst prächtigen, jetzt aber mehrfach beschädigten Rahmen gefaßt.

Dieses Bildniß stellte eine Frau in der vollsten Blüthe strahlender Jugend und Schönheit dar. Ihre Kleidung war im Stile von Watteau's Schöpfung; statt Armspangen umschlangen zwei schwarze Sammtbänder die nackten Arme, und das gepuderte Haar hielt sich in lockigen Schleiern in die Höhe gipflend. Es lag etwas wunderbar Fesselndes in diesem Gesichte, ein Gemisch von Sanftmuth und Keckheit in diesem zarten und leicht vorstehenden blauen Augen.

Bei Tisch war mein Platz gerade dem Kamin gegenüber; ich konnte daher meine Augen nicht erheben ohne dies entzückende Geschöpf zu sehen. Das mit beglaubender Anmuth auf mich zu blicken schien. Desto größer war der Contrast, wenn mein Auge auf Marian fiel, wie sie ferngerade hinter Dom Gerusac's Stuhl stand um uns aufzuwarten. Was meinen Onkel anlangt, so betrachtete er solche Dinge mit der Gleichgültigkeit eines Heiligen und Gelehrten. Und als ich ihn eines Tages fragte, ob er jemals Marian weniger mürrisch und enthielt gefannt hätte, entgegnete er erstaunt: „Wah! Du siehst so sehr alt? Sie wird wohl in meinem Alter sein — 60 oder soher. Als sie vor zehn Jahren in meinen Dienst trat, sah sie ziemlich ebenso aus. Auf jeden Fall ist sie noch so stark und thätig wie ein junges Frauenzimmer.“

Dom Gerusac lebte von der Außenwelt ganz abgeschlossen und unterhielt sich mit einigen gelehrten Gesellschaften und den Mittelliebenden seiner Familie eine seltene Correspondenz. Der einzige regelmäßige Besucher in St. Pierre de Corbie war der Abbe Lambert, ein würdiger alter Priester, in dessen Parthei Malpeire, meines Onkels Bestimmung lag. Dieser fromme Mann war einer der ärmsten Geistlichen in Frankreich; seine Parthei wohnten zerstreut über einen weiten Raum, der von tiefen Schluchten und oft unpassbaren Wildbächen durchschnitten war. Das Dorf Malpeire, das ziemlich im Mittelpunkte der Parthei lag, zählte kaum hundert Einwohner; die Ausdehnung der dasselbe noch umgebenden Häuser und die Zahl der verfallenden Häuser zeigte jedoch, daß diese Bevölkerung früher weit bedeutender gewesen. Auch die Kirche, ein umfangreiches Gebäude, dessen gothischer Thurm die ganze Umgebung beherrschte, trug die Spuren alten Glanzes.

Malpeire lag ungefähr eine Meile von St. Pierre de Corbie entfernt; um Sonntags dorthin zur Messe zu gelangen, mußten wir einen hohen Berg Rücken überschreiten; und, wo so oft in den Alpen, erfreuten wir uns an dem süßlichen Abhänge eines milden und angenehmen Klimas, während jenseits an der nördlichen Bergseite beständige Stürme wütheten und die Kälte sich sehr fühlbar machte. Stets sahen wir uns daher vor, wenn wir zur Kirche gingen. Marian, mit unsern Mänteln und einem Korbe, der ein gutes Frühstück enthielt, beladen, ging früher als wir ab und erwartete uns an dem Anfange des Berggattels, welcher „Bach von Malpeire“ genannt war. Fast senkrechte Felsen stiegen hier zu beiden Seiten des Saumpfad's empor und ließen nur einen Streifen des klaren, blauen Himmels sichtbar. Der Boden der Schlucht war gerade so breit, daß der Weg sich neben einem Bache, der auf dem höchsten Punkte des Berges seinen Ursprung hatte, hindurchwinden konnte. Diese schauerlich wilde Scenerie hatte einen besondern Reiz für mich. So wie der Sattel überschritten war, lag das Dorf Malpeire in Sicht, überragt von den Ruinen eines umfangreichen Schlosses. Neben der Kirche aber standen zwei Ulmenbäume, die im ganzen Bezirke an Größe und Schönheit ihres Gleichen nicht fanden. Dabei hatten sich beider Äste so verflochten, daß man nur einen Baum mit zwei Stämmen zu sehen glaubte.

Oftmals frag ich meinen Onkel über das Schloß und seine ehemaligen Bewohner, die eigentümlich Malpeire; aber wenn ich auch von ihm lernte, daß die Leute dort, die stets mit frischen Blumen gefüllt waren, sowie einige ausgewählte Gemälde schmückten den kleinen Raum. Eine immer offene stehende Thür führte in die Bibliothek, deren Gestelle wahre bibliographische Schätze trugen. Das Speisezimmer enthielt eine kleine Sammlung wertvoller alter Kupferstiche, die dem Onkel sehr werthschätzte. Auf dem Buffet von geschliffenem Nußbaumholz standen einige alte Silbergeschiffe von ausgezeichnete Arbeit. Aber was mich mehr als alle diese Werthwürdigkeiten interessirte, war ein Portrait, das Dom Gerusac über dem Spiegel des Kamins in seinem Speisezimmer aufgehängt hatte. Es war eine Zeichnung in bunten Stiften, abgebläht durch die Zeit und in einen einst prächtigen, jetzt aber mehrfach beschädigten Rahmen gefaßt.

des Gebäudes aus dem frühen Mittelalter stammten, während die beiden Erkerpavillons ein verhältnißmäßig modernes Gepräge zeigten, so erfuhr ich über die Herren von Malpeire nur, daß die Geschichte dieser Familie ein wahrer Chaos sei. Freilich gab es in dieser Hinsicht werthvolle Urkunden, die mein Onkel selbst in Besitz hat; aus ihnen hatte er ersehen, daß Gerard, der 17. Baron von Malpeire einer der 16 provencalischen Ritter war, die Gottfried von Bouillon in's heilige Land begleiteten. Ueber die Schicksale des Schlosses, das vor der Revolution noch herrlich dagestanden haben sollte, verfuhrte ich bei Marian Auskunft zu finden; aber eine abweisende Antwort oder mürrisches Schweigen war hier das einzige Resultat. Abbe Lambert war erst nach der Revolution nach Malpeire gekommen, und das Landvolk der jetzigen Generation hatte so mühsam um das tägliche Brod zu ringen, daß die Ereignisse vergangener Zeiten seinem Idemtreibe gänzlich fern lagen. Nur einmal stieß ich auf eine Spur von Erinnerung, die aber meine Neugierde nicht befriedigte, sondern noch reizen mußte. Ein Bauer, der mich im Schatzen der Kirchthüre stehen sah, lenkte meine Aufmerksamkeit auf die beiden Ulmenbäume und sagte mit unbefriedigtem Wohlgefallen: „Sahen Sie je schönere Bäume? Ich habe gehört, in der ganzen Provence seien keine ähnlichen.“

„Sie scheinen sehr alt,“ entgegnete ich zerstreut.

„Alt?“ fragte der Mann. „Wer weiß wie lange es her ist, seit sie gepflanzt und gekauft wurden.“

„Gekauft?“ erwiderte ich. „Wie meinen Sie das?“

„Ja, Herr, gekauft. Dieser eine heißt Mr. le Marquis und der andere Mr. le Baron.“

„Und warum?“ fragte ich gespannt.

„D, warum?“ meinte achselzuckend der Bauer; „wer kümmert sich darum. Ich habe nie gefragt; warum; es ist so lange her, daß es wohl Niemand mehr

## 2. Kapitel.

### Meines Onkels Schulfreund kommt zum Besuch.

Eines Tages betrachtete ich in meines Onkels Speisezimmer das Portrait, das mich so merkwürdig fesselte, als mein Onkel zu mir trat und mich fragte, was ich so demuntere, den Rahmen des Spiegels oder die Tassen von Sevres-Porzellan, die vor demselben standen. Der alte Spiegel, der über dem Kamin hing und so Anblick jedes Hineinblickenden ganz grün zurückwarf, ließ, was nämlich in einen werthvollen Rahmen gefaßt, und die Tassen durfte man wirklich als exquisite Stillproben des Geschmacks aus dem Rococo-Zeitalter bezeichnen. Am meine Verlegenheit, in die mich dieser unerwartete Frage verlegte, zu verbergen, frag ich statt aller Antwort meinen Onkel, wie er zu diesen höflichen Spiegel gekommen sei, der die Leute alt und krank mache.

„Ich habe ihn in einem Trödelladen zu D — erkanden; es ist ein kleines, aber höchst interessantes Wandstück. Du siehst ja, daß der Rahmen von Eisenblech mit Silber- und Perlmutter eingeleist ist, und jene leider zerbrochene Schnitzarbeit an der Spitze war sicherlich das Wappen des früheren Eigenthümers. In demselben Laden fand ich auch das über dem Spiegel hängende Portrait und diese Tassen. Wahrscheinlich sind alle diese Gegenstände in der Revolutionszeit aus einem Palaste in den Laden des Trödlers gekommen. Ihr junger Leute habt freilich kein Interesse für solche Dinge, die Ihr nur „alten Kram“ nennt.“

„O nein, Onkel,“ rief ich, „ich finde das Portrait sehr schön!“

„Das Portrait? Siderlich nicht!“ sagte er vermundert; „es ist eine weniger als mittelmäßige Zeichnung und halb verwischt. Aber der Rahmen ist werthvoll und schön. Ich werde ihn gelegentlich putzen und ausbessern lassen, um ein besseres Bild hineinzulassen. Marian mag dann das Portrait in ihrem Zimmer an die Wand hängen.“

Diese Worte machten mich schaudern; aber ich mochte dem Onkel meine heimliche Verehrung nicht gestehen. Ging das Bild in Marian's Besitz über so könnte ich es von ihr vielleicht kaufen.

In diesem Augenblick erhielt mein Onkel einen Brief, der ihn hoch erfreute und den stillen, kleinen Haushalt ganz in Verwirrung brachte. Ein distinguirter Diplomat, der Marquis von Champaubert, französischer Gesandte bei einem fremden Hofe, meldete Dom Gerusac, daß er auf dem Wege zu seinem neuen Posten Toulon passieren werde und die Gelegenheit benütze, ihn zu besuchen und die alte Freundschaft zu erneuern.

Sogleich versammelte mein Onkel seinen Staatsrath, d. h. er rief Marian herbei, theilte ihr die Neuigkeit mit und bat sie, ja Alles auf's Beste zu besorgen und Haus und Küche in Bereitschaft zu halten, damit der willkommene Gast am folgenden Tage gute Aufnahme fände.

„Ich will mein Bestes thun,“ erwiderte Marian kurz und ging, ohne weitere Instruktionen abzuwarten, in die Küche zurück. Mein Onkel wandte sich an mich: „Wie froh bin ich, den theuren alten Maximin wieder zu sehen. Er ist mein ältester Freund. Wir begannen unsere Studien zusammen bei den Oratorianern; da ich mich aber für St. Maurus bestimmte, folgte mir Champaubert dorthin. Zum Klosterleben fühlte er keinen Beruf; aber er war ein tüchtiger Scholar und hatte entschiedene Neigung für klassische Studien. Als sein älterer Bruder starb, berief er unser Institut gerade ehe ich mein Rozjat begonnen hatte. Es war am Allerheiligentage 1787. Ich sehe ihn noch in seinem blauen Rod und runden Hut, wie er am Einfahrtsthor von uns Abschied nahm und zu Pferde stieg. Er war ein famoser Reiter und von schöner Gestalt. Seitdem sind 35 Jahre verfloßen, und ich habe Champaubert nicht mehr gesehen, noch von ihm gehört außer durch die Erzählungen. Er gehörte zu den frühesten Emigranten und lehrte erst nach der Restauration zurück. Seine Talente und seine Treue haben ihren Lohn gefunden; der König hat Ehren und Auszeichnungen auf ihn gehäuft. Champaubert ist Pair von Frankreich, Gesandter und hat, ich weiß, wie viele Titel und Würden. Möge Gott ihn segnen! Er verdient wirklich sein Glück!“

Am folgenden Tage sah ich mit Spannung der Ankunft einer so hohen Persönlichkeit entgegen. Während des Nachmittags rief mich Babelou, die kleine Dienerin, die neben Marian fungierte: „Herr Friedrich! Kommen Sie! Der fremde Herr wird gleich hier sein, er ist schon in der Allee.“

„Wo ist sein Wagen?“ frag ich, „konnte er den Weg passieren?“

„Sein Wagen?“ lachte Babelou; „nun, dem geht's wie Gurus Onkels Wagen. Beide kommen auf jedem Wege fort, auf den ein Esel seine vier Füße setzen kann.“

„Und so war es!“ dachte ich, als ich am Abend das Landesthe aufgezäumten Esel herangeritten, nur begleitet von einem Bauer, der den Esel trieb und des Herrn Koffer trug.

Mit jugendlicher Gewandtheit sprang Herr von Champaubert von seinem Thier und schlang seine Arme um meines Onkels Hals. „Mein lieber Thomas!“ „Mein theurer Maximin!“

„Ich habe Dich gleich wieder erkannt.“

„Du hast Dich nicht im Geringsten verändert.“

„Nun, etwas Schnee ist inzwischen doch gefallen,“ meinte lächelnd der Marquis und fuhr mit den Fingern durch sein graues Haar.

„Wenn Dein Brief mich einen Tag früher erreicht hätte, wäre ich Dir bis C — entgegengekommen. Du hast wohl den Weg nicht leicht gefunden?“

„O gewiß,“ antwortete die Excellenz, „ich ließ den Wagen auf der Chaussee und suchte einen Führer und einen Esel. In einem nahe gelegenen Nachhof fand ich, was ich brauchte. Uebri gens habe ich den Weg schon einmal gemacht.“

„Dahon habe ich nie gehört.“

„Es war zwei Jahre nachdem ich das Collee verlassen. Du warst gerade zu St. Pierre de Corbie in der Vorbereitung auf die Gelübde begriffen. Und dann verknüpften sich damit Dinge, über die zu schreiben ich zu jener Zeit nicht im Stande fühlte.“

Die alten Herren gingen Arm in Arm in's Haus. Ich konnte mich nach der ersten Vorstellung kaum erholen von dem Erschaunen, daß dieser einfach gekleidete Mann eine so bedeutende Persönlichkeit sei. Seine Haltung war würdevoll, aber nicht steif; seine Manier leicht und natürlich. Nur in den Augen und der hohen Stirne thronte etwas Undefinirtes, was sofort da man erinnerte, daß sein Träger eine maßgebende Stellung im Leben einnehme. Dabei sah er viel jünger aus als mein Onkel. Dom Gerusac führte seinen Gast in's Bibliothekszimmer. „Denn,“ bemerkte Champaubert, „Deine Bibliothek ist Dir Welt, Königreich und Familie. Und wir befinden uns dort in guter Gesellschaft. Aber ich sterbe vor Durst. Willst Du mir nicht etwas zu trinken geben?“

Mein Onkel rief Marian; aber statt ihrer kam Babelou und brachte Wein, Zucker und ausgezeichnete Früchte.

„Herlich,“ sagte der Marquis; „dieser fluge Mädchen hat ertragen, wie sehr ich diese kleinen gelben Firnisse mit ihrem besondern, bitterem Aroma liebe. Ich habe sie noch nirgends gefunden, außer in diesem Bergdistricte.“

Kurz vor dem Diner rief mich Babelou zur Seite und theilte mir bestürzt mit, daß Marian, die seit gestern außerordentlich viel geschäftig habe, unwohl sei und nicht bei Tisch aufwarten könne.

Ich gestehe, ich fühlte mich unwillkürlich erleichtert.

„Schön, dann wartest Du auf,“ sagte ich der kleinen Magd; „lege dein bestes Kleid und eine neue Schürze an. Marian werde ruhig im Bette liegen. Ich werde meinen Onkel benachrichtigen.“

Ramin fiel, drehte er sich plötzlich zu mir und fragte hastig: „Wissen Sie, woher dieses Portrait stammt?“

Erstehend erwiderte ich: „Ja, mein Onkel kaufte es zu D — in einem Mariäthen-Laden.“

„Gleich mit diesem Spiegel und den beiden Tassen?“

„Ich glaube wohl.“

Dom Gerusac kam herein und bat den Freund, zu entschuldigen, wenn Mahlzeit und Bedienung nicht so seien, wie er es gewünscht habe, da seine alte Dienerin plötzlich erkrankt sei. Champaubert beruhigte ihn, und wir setzten uns zu Tische. Glücklicherweise war Marian im Stande gewesen, der Küche bis zu Ende vorzustehen, und da sie die aufwartende Babelou gehörig instruirte hatte, war das Diner exzellent und die Bedienung recht ordentlich. Ich konnte aber vor Aufregung kaum essen.

Des Marquis Fragen hatten mir bewiesen, daß er das Original des Bildes, das ich mit solcher Verehrung betrachtete, gekannt. Aber durfte ich ihn darüber befragen, ohne taktlos zu erscheinen? Gewiß nicht. Ich war so in mein Grübeln versunken, daß ich auf die Conterstation der alten Herren nicht achtete, bis meines Onkels Frage an mein Ohr klang: „Es scheint, daß die Staatsangelegenheiten Dein ganzes Leben in Anspruch genommen haben. Daher hast Du auch wohl nie an's Heirathen gedacht?“

„Dardon,“ war die Antwort, „ich stand sogar nahe vor der Heirath mit den schönen Mädchen, dessen Bild hier über dem Kamin hängt.“

„Wirklich?“ rief erstaunt mein Onkel; „weld's seltsames Zusammentreffen! Du mußt uns mehr davon erzählen.“

Ein bitteres Lächeln glitt über des Marquis Züge; dann erwiderte er: „Ich kann jetzt ohne Erregung über die Begebenheiten sprechen; und da Du es wünschest und Dein Kesse so selbstvergessen das Bild meiner Erlöbten anstarrst, als ob ihre verhängnißvollen blauen Augen auch ihn etwas von ihrem Gifte eingestrichen hätten, so will ich Euch die Geschichte erzählen. Laß den Kaffee hier serviren und sende dann Babelou weg. Ich will meine Erinnerungen mittheilen mit diesem Bild vor den Augen.“

## 3. Kapitel.

### Mon sieur le Marquis und Monsieur le Baron.

Dieses Bild ist das Portrait des Fräuleins von Malpeire, der einzigen Tochter des letzten Baron von Malpeire.“

„Der dort oben im Gebirge das alte Schloß besah,“ rief ich aus.

„Jawohl, mein junger Freund,“ antwortete Herr von Champaubert; „und dort haben die Ereignisse, die ich erzählen will, stattgefunden. Einmüß Du Dich, Thomas, daß ich Dir von Paris einen Brief schrieb, in dem ich Dir anzeigte, daß ich nach dem Schloß von Frankreich gehen würde.“

„Gewiß,“ antwortete mein Onkel, „jener Brief war der letzte, den ich erhielt, und war geschrieben vor der Revolution im August 1789.“

„Wah! wunderbares Gedächtniß für Daten Du hast!“ rief Herr von Champaubert aus. „Du hast Recht; ich kam nämlich in dieser Gegend einige Zeit nach der berüchtigten Nacht des 4. August an. Aber ich muß Euch zuerst den Ursprung der Freundschaft auseinandersetzen, die zwischen den Champaubert's, einer alten normannischen Familie, und den Malpeire's aus der Provence existirte. Vor mehr als hundert Jahren hatte zur Zeit des Krieges mit Piemont eine Division unter dem Marischall von Tasse die Grenze besetzt. Mein Urgroßvater, Wilhelm von Champaubert, diente in dem Regiment Auvergne, bei dem ebenfalls ein junger Edelmann dieser Gegend, der Baron von Malpeire, eintrat. Beide wurden bald geschworene Freunde, und da Beide erst kurz verheirathet waren, hielten sich ihre Gattinnen zu Burg Malpeire, die für unheimlich galt, aus. Als der Marquis von Champaubert in einem Scharmüßel nahe der Grenze schwer verwundet worden, gelang es seiner Frau, seinen Transport nach Malpeire zu bewerkstelligen, wo er aber am folgenden Tage starb. Kurze Zeit darauf fiel der Baron von Malpeire unter den Mauern von C —. Nach diesem doppelten Unglück blieben die Damen zu Malpeire vom Schnee, der ja dort an sechs Monate liegt, eingeschlossen. An demselben Tage wurden Beide von Söhnen erlöst, die zu gleicher Zeit in der Dorfkirche die Taufe empfingen. Zur Erinnerung an dieses Ereigniß wurden zwei Ulmen gepflanzt und nach den Neugeborenen genannt. Zu meiner Zeit beschatteten diese Bäume den Platz vor der Kirche. Erhalten sie noch?“

„O ja,“ rief ich heilig; „und man nennt sie noch Herr Marquis und Herr Baron, aber Niemand weiß, weshalb.“

„Die Wittwen blieben das Trauerjahr noch zusammen. Dann mußten sie scheiden; aber die durch das gleichartige Schicksal besiegelte Freundschaft flüchtete ihren Kindern und Enkeln ein. Obgleich die Familien an den entgegengesetzten Grenzen des Landes wohnten, blieben sie in stetem Verkehr. Der stets gehegte Wunsch, beide Familien durch eine Ehe zu verknüpfen, war lange nicht erfüllbar, da während drei Generationen kein einziges Mädchen im Hause Champaubert geboren

wurde und die Töchter der Herren von Malpeire alle als Kinder starben. Oft hatte ich während meiner Kindheit zu Hause darüber sprechen gehört; ich wußte auch, daß der damalige Baron von Malpeire eine Tochter in meinem Alter hatte. Daher war mein Erschaunen nicht groß, als mir mein Vater ungefähr zwei Jahre, nachdem ich das Collee verlassen hatte, eines Tages erklärte, er habe meine Heirath mit Fräulein von Malpeire verabredet. „Mein lieber Maximin,“ so waren seine Worte, „diese Heirath vereinigt alles, was wir wünschen können. Ich kamne den Baron, als er vor 25 Jahren nach Paris kam, um Fräulein d'Herbelay, eine der reizendsten Personen in der Welt, zu heirathen. Er ist ein Edelmann der alten Schule, etwas unwillig und an Ideen begrenzt, aber edelherzig und großmüthig. Der junge Dame Mitgift ist vollkommen ausreichend, und der Name Malpeire spricht für sich selbst — er ist einer der ältesten in der Provence. Ich habe mich nicht eingehend über die Schönheit Deiner künftigen Braut erkundigt, Du wirst ja selbst urtheilen können; ich weiß nur, daß sie in ihrem zwanzigsten Lebensjahre steht.“ Mein Vater saate dies mit einem Lächeln, das mich schließen ließ, eine angenehme Ueberraschung warte meiner, und Fräulein von Malpeire sei sehr hübsch. Ich erfuhr aus diesem Bilde, daß ich mich nicht geirrt hatte.

„Ich kam hier, wie ich schon vorher bemerkte, gegen Ende August an. Acht Tage war ich auf staubigen Straßen in einer unheimlichen Postdase gereist und ich erinnere mich sehr wohl des Entzückens, das ich beim Anblicke dieser Berge und grünen Thäler empfand, und des Vergnügens, das mir das Rauschen des nach allen Richtungen hinfließenden Wassers gewährte. Ich ritt dem Saumpfade nach, und ein Maulthierreiter folgte mit meinem Gepäck. Dieser Mann, der ein wenig herumgereist war, nannte mir die Namen der verschiedenen Fleden und Wälder, die wir in der Entfernung sahen, und wußte von jedem von ihnen eine Geschichte zu erzählen. Als wir an den Eingang der Schlucht, die „Bach von Malpeire“ heißt, kamen, machte er mich auf einen flachen Stein aufmerksam, der aus dem Felsen hervorspringt und eine Art Sitz etwas unterhalb des Weges bildet. „Dies ist die Stelle, wo die Tochter des Barons von Malpeire wieder zum Leben kam.“ „Welche Tochter,“ frag ich. „D, die einzige, die jetzt gesund und munter ist. Als sie gerade sieben Jahre alt war, wurde sie krank und starb, wie alle ihre Brüder und Schwestern vor ihr. Man legte sie, mit einem Zweig weißer Blumen von dem Kopf und einem Kreuzfisch in den Händen in einen Sarg, und der Begräbniszug verließ das Schloß, wie sie in der Gruft der kleinen Kapelle am Fuße des Hügels, dem Erbbegräbnisse der Herren des Schlosses, beizulegen. Als die jungen Mädchen, welche die Bahre trugen, an dieser Stelle anlangten, segelten sie ermüdet den Sarg für eine Weile auf diesen Stein nieder. Der Herr Pastor hatte gerade aufgehört, „libera nos domine“ zu singen. Niemand sprach, und kein Laut warnehmbar außer dem Brausen des Waldbaches, der sein Felsentheil durcheilte. Plötzlich tönte eine leise Stimme aus dem Sarg. Das Kind richtete sich auf, blickte wie nach Winder suchend umher und sagte: „Ich bin so durstig.“ Alle Anwesenden erschrafen, als sie das Mädchen das Brautuch emporheben sahen; aber der Pastor nahm es in seine Arme und brachte es lebend und gesund zu seiner Mutter.“

(Fortsetzung folgt.)

## „Gustel von Blawewig“.

Es ist bekannt: die tede Markensderin in „Wallenstein's Lager“ war im Grunde eine kleine Malize. Der junge Schiller liebte sie, während er auf dem Römischen Löschwäger Weinberg den „Don Carlos“ schrieb, zugleich aber auch sein „Unterthanigstes Pro Memoria an die Konstitutionalräthe Körner'sche weibliche Wajschdeputation.“ — mit der Wirkstochter im Blawewiger Schenkgut, gegenüber, Justine Segedin, zu scherzen. Die aber war gegen den sommerproppigen Schwaben nicht sehr lebensmürrig. Es kam zu einem sehr unerwarteten Nachschwur, und alle Welt war entzündet von der Art, wie der Poet Toul hielt. Nur das „Opfer“ mochte nichts davon hören, und sie verzog ihm, da sie es als Gattin des Dresdener Senators Renner zu hochansehnlichen Verhältnissen brachte, niemals. Auf dem alten Dresdener Glasfriedhof, dem schönsten der Residenz, der leider in nächster Zeit säkularisirt werden soll, findet man noch jetzt das Grab der „Gustel von Blawewig“ und auf statlichem Architrav folgende Inschrift:

„Dereint mit ihrem Gatten ruhet hier Frau Johanne Justine Renner, geb. Segedin, geb. 5. Jan. 1763, gest. 24. Febr. 1856.“

Um diesen schönen Begräbnisplatz wird es nun bald geschehen sein und man weiß noch nicht, ob es möglich sein wird, einzelne Grabstätten wie diese und die des Urberbers der großen segensreichen Günstigen Stiftung, ferner Liebes und seiner Freundin Elise v. d. Rede zu erhalten.

Mancher hat schon dabur, daß er sich auf die Rennbahn begeben — seine Laufbahn versorget.